



狗狗狗狗狗狗狗 犬犬犬犬犬犬犬

Thomas O. Höllmann

Herr und Hund im alten China



kritisiert. So wies der amerikanische Psychotherapeut G. Engel in seiner Kritik des »biomedizinische Modells« 1977 darauf hin, daß der molekularbiologische Defekt, auf den das Krankheitsgeschehen zurückgeführt werden soll, nur einen Faktor unter vielen ausmacht, nur eine notwendige, nicht hinreichende Bedingung der Krankheit darstellt. Dennoch sei das biomedizinische Modell zum »kulturellen Imperativ« geworden und hätte den »Status eines Dogmas« erworben. Er kommt in seinen Überlegungen zu dem Schluß, daß ein neues, ein inklusives Modell für die Medizin nötig sei. Ein medizinisches Modell für die Zukunft muß, so Engel, »auch den Patienten, den sozialen Zusammenhang, in dem er lebt, und das Kompletärsystem miteinbeziehen, das die Gesellschaft ersonnen hat... Dazu bedarf es eines biopsychosozialen Modells«.

Auch auf den Nebengleisen der Geschichte naturwissenschaftlichen Denkens gab es andere, belächelte oder ignorierte Versuche, die Engführung der exakten Wissenschaften zu überwinden. So entwarf H. von Helmholtz 1862 in seiner »Lehre von den Tonempfindungen« ein Programm der wissenschaftlichen Erfassung eines Klanggemäldes, welches nicht nur ein soziales Zusammenwirken von verschiedenen Natur- und Kulturwissenschaften beschreibt, sondern auch ganz unterschiedliche Denkmuster und wissenschaftliche Grundprinzipien miteinander in Beziehung setzt und in gewisser Weise die Idee des »inklusive Modells« vorwegnimmt.

Seine Vorstellungen von einem solchem Programm erläuterte er in der Einleitung zu seiner Lehre von den Tonempfindungen, in der er den physiologischen Teil des Programms, der die Empfindungen zum Thema hat, und darauf aufbauend einen psychologischen Teil, der die Wahrnehmungen behandelt, vorstellt: »Wir können diesen ersten Teil den physikalischen Teil der entsprechenden physiologischen Untersuchung (der Hörvorgänge, R. H.) nennen. Zweitens sind die verschiedenen Erregungen der Nerven selbst zu untersuchen, welche verschiedenen Empfindungen entsprechen, und endlich die Gesetze, nach welchen aus solchen Empfindungen Vorstellungen bestimmter äußerer Objekte, das heißt Wahrnehmungen zustande kommen.« Dies führte ihn zur Kunsttheorie. »Die dritte Abteilung behandelt die Konstruktion der Tonleitern und Tonarten. Hier befinden wir uns auf ästhetischem Gebiete, die Differenzen des nationalen und individuellen Geschmacks beginnen. ...

Ich hoffe, bei diesem meinem etwas ungewöhnlichen Versuche, von seiten der Naturwissenschaft in die Theorie der Künste einzugreifen, gebührend auseinander gehalten zu haben, was der Physiologie und was der Ästhetik angehört...«

In diesem Entwurf hatte Helmholtz ein Modell transdisziplinärer Wissenschaftsorganisation konzipiert, welches jedoch nur von ihm kraft seiner Persönlichkeit realisiert werden konnte. Die Gräben zwischen den Spezialfächern waren schon zu tief, der Siegeszug der exakten Wissenschaften zu weit fortgeschritten, als daß diese auch institutionell hätte verwirklicht werden können. Darin liegen auch die historischen Gründe für die Beobachtung, warum auch heute Versuche, solche »inklusive Forschungsprogramme« auf die Beine zu stellen, selten von Erfolg gekrönt sind. Wenn diese Inklusion wissenschaftlicher Kulturen jedoch gelingen sollte, stellte sie eine wissenschaftliche Alternative zur exklusiven exakten Wissenschaft dar. Es gibt keinen Grund, auf deren Leistungsfähigkeit unter definierten Bedingungen zu verzichten, wohl aber gute Gründe, die exakten Wissenschaften in andere wissenschaftliche Erfahrungswelten einzubetten, um den »Reichtum der natürlichen Phänomene« zurückzugewinnen und in die Beziehung zum Erkenntnisobjekt ein reflektierendes Einfühlungsvermögen einfließen lassen zu können.

- Literatur:
Bacon, F.: Neu-Atlantis, in: J. Heinisch (Hrsg.): *Der utopische Staat*, Hamburg 1966
Bernard, C.: Einführung in das Studium der experimentellen Medizin (Paris 1865), Leipzig 1961
Bonß, W., Hohlfeld, R. und Kollek, R.: *Kontexte der Wissenschaft – Wissenschaft als Kontext*, Hamburg 1993
Engel, G. L.: The Need for a New Medical Model: A Challenge for Biomedicine, in: *Science* 196, 1977, S.129–136
Helmholtz, H. von: *Die Lehre von den Tonempfindungen*, 6. Ausgabe, Braunschweig 1913
Humboldt, A. von: *Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, Erster Band, Stuttgart 1845
Kevles, D. J. und Hood, L. (Hrsg.): *The Code of Codes*, Cambridge, MA, 1993
Lem, S.: *Sternentagebücher*, Frankfurt/M. 1978
Mannheim, K.: Über die Konkurrenz auf dem Gebiet des Geistigen, in: Stehr, N. (Hrsg.): *Der Streit um die Wissenssoziologie*, Frankfurt/M. 1982
Mayr, E.: *Eine neue Philosophie der Biologie*, München 1991
Mittelstraß, J.: *Leonardo-Welt*, Frankfurt/M. 1992
Silver, L.: *Das geklonte Paradies*, München 1999
Weizsäcker, C. F. von: *Geschichte der Natur*, Stuttgart 1948

Spätestens seit der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) läßt sich in China eine Vielzahl höchst unterschiedlicher Hunderassen ausmachen. Alleine ein im Jahre 121 n. Chr. verfaßtes Lexikon führt mehr als zwei Dutzend Formen auf. Die hierin verwendeten Bestimmungskriterien orientieren sich allerdings – nach unserer heutigen Vorstellung etwas unsystematisch – nicht nur an somatischen Befunden (von kurzbeinig bis langhaarig), sondern auch an Charaktereigenschaften (von anhänglich bis böseartig). Archäologische Funde aus jener Zeit, insbesondere Tonmodelle und Reliefs aus den Gräbern der Oberschicht, zeigen überdies, daß bei den Wachhunden doggenähnliche Formen dominierten, während man für die Jagd vornehmlich Tiere verwendete, die an Vorstehhund, Bracke und Windhund erinnern.

Das Waidwerk zählte damals zu den Privilegien der Nobilität, und die Kaiser verfügten in der Regel über größere Zwinger, für die ein eigener Beamtenapparat verantwortlich war. Offensichtlich beherrschten Jagdhunde, für deren Erwerb man gegebenenfalls Unsummen ausgab, zuweilen derart die Konversation, daß die Wahrer höfischer Etikette empfahlen, das Anschneiden dieses Themas zumindest während der Audienzen zu untersagen.

In anderer Hinsicht war der Umgang mit dem Tier eher unsentimental. Denn: »Wenn die listigen Hasen erlegt sind, wandern die Jagdhunde in den Kochtopf«. (Shiji, um 90 v. Chr.) Die Norm war dieses Ende aber wohl nicht; denn zum Verzehr dienten in erster Linie sogenannte »Speishunde«, welche im allgemeinen –

wie die Schweine – in Koben gehalten wurden. Das Fleisch von *Canis lupus f. familiaris* war nämlich in China keineswegs nur Notverpflegung oder Nahrungsmittel für die Armen, sondern mußte zu bestimmten Anlässen gar dem Kaiser serviert werden. Die Zubereitungsweisen waren durchaus variabel. So lassen sich unter den Speiseresten, die man in einem Grab aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. antraf, unter anderem stark angekohlte Hundeknochen ausmachen, die vermutlich von »Grillkoteletts« herrühren, und in den Schriftquellen der Han-Zeit werden Gerichte wie »Hundesuppe mit Klebreis«, »Hundefleisch mit Hanfsamen« oder »in eigenem Fett geröstete Hundeleber« aufgeführt. Aus späterer Zeit sind überdies Rezepte mit genauen Mengenangaben überliefert:

»Man nehme dreißig Pfund Hundefleisch, sechs Pinten Weizen und sechs Pinten klaren Alkohols und bringe diese Zutaten dreimal zum Aufkochen. Dann gieße man die Flüssigkeit ab, füge nochmals drei Pinten Weizen und drei Pinten klaren Alkohols hinzu und verkoche das Ganze, bis sich die Knochen des Hundefleisches ablösen lassen. Anschließend vermenge man dreißig aufgeschlagene Hühnereier mit dem Fleisch, gebe diese Mischung in einen Sack und dämpfe sie, bis die Eimasse feste Konsistenz angenommen hat. Nachdem man [die Restflüssigkeit] mit einem Stein ausgedrückt hat, warte man noch eine Nacht; dann kann man sich an den Verzehr machen.« (Qimin yaoshu, um 540 n. Chr.)



»Wenn die listigen Hasen erlegt sind,
wandern die Jagdhunde in den Kochtopf«

Shiji, um 90 v. Chr.

Das Schlachten von Hunden war indes nicht nur im Zusammenhang mit der Kalorienzufuhr von Bedeutung. Als Opfertiere wurden sie mit Vorliebe offensichtlich dann eingesetzt, wenn es galt, Regen herbeizurufen, Winde zu beschwichtigen und Ahnen zu versöhnen. Ihr Blut diente zur Behandlung diverser Gebrechen; Knochen, Zähne und Fell wurden hingegen zu Gebrauchsgegenständen, Schmuck und Kleidungsstücken verarbeitet. Letzteres galt indes wohl nicht überall als *comme il faut* und veranlaßte einen Minister zu der bissigen Bemerkung, daß diejenigen, die Jacken aus Hundefell trügen, auch wie Hunde bellen sollten. (Shuoyuan, um 20 v. Chr.)

Bei Hofe dominierte – neben der Jagd – wohl eher der spielerische Umgang mit dem Tier. So soll einst Kaiser Ling Di (reg. 168 bis 189 n. Chr.) im Westpark Schabernack mit seinen Hunden getrieben und ihnen – möglicherweise unter dem Einfluß intoxicierender Getränke – Literatenkappen aufgesetzt haben. Unter der Tang-Dynastie (618 bis 906 n. Chr.) kamen schließlich aus Zentralasien eingeführte, an Pekinese und Papillon erinnernde Zwergformen in Mode, und Schoßhündchen hielten Einzug in die Residenzen. Von Kaiser Xuan Zong (reg. 713 bis 755) ist in diesem Zusammenhang die folgende Anekdote überliefert:

»Eines Sommertages saßen seine Majestät beim Brettspiel mit einem Prinzen... Als eine danebenstehende Konkubine beobachtete, daß der Kaiser drauf und dran war, mehrere Figuren zu verlieren, ließ sie ihr Hündchen aus Samarkand frei, welches auf das Spielbrett hüpfte und die Figuren in Unordnung brachte. Dies löste großes Wohlgefallen bei seiner Majestät aus.« (Youyang zazu, 863 n. Chr.)

Ob dies weitergehende Folgen für das Gemüt des Kaisers hatte, wissen wir nicht. Eher bewirkten dies unter Umständen die Schmeicheleien karrierebewußter Beamter; diese zögerten nämlich zumindest in späterer Zeit nicht, den Hund als Repräsentanten des korrespondierenden Tierkreiszeichens zu preisen, wenn der Herrscher in dem entsprechenden Jahr geboren war. Die Folgen hielten sich in Grenzen, und ambitionierter Tierschutz erwuchs daraus sicherlich nicht. Es kam freilich auch nicht zu extremen Entwicklungen wie in Japan, wo der im ›Jahr des Hundes‹ geborene Shōgun Tsunayoshi (reg. 1680 bis 1709) die Mißhandlung des Tieres unter Todesstrafe stellte.



Stephan Johannes
Seidlmayer

Kämpfende Stiere

Autorität und Rivalität unter pharaonischen Eliten

Gefilterte Natur

Fast vergißt man, daß es Stätten des Todes sind, so frisch entfaltet sich das Leben auf den Wandbildern in den Grabkapellen der Großen der Pyramidenzeit. Mußstunden in kultivierter Häuslichkeit, rauschende Feste, die Arbeit auf den Feldern und in den Werkstätten liegen vor unseren Augen, als blickten wir durch ein Zeitfenster in eine längst vergangene Wirklichkeit. Sogar was gesprochen wurde, ist, dem Volk aufs Maul geschaut, zu Qual und Wonne des Linguisten in den beigefügten Inschriften notiert.

Gleichzeitig Attribute des Reichtums wie Vorgesichte der Bratenstücke, die sich auf den Opfertischen türmen, bilden Szenen aus der Rinderzucht ein Kernsujet im Repertoire der Künstler. Der Stier, der die Kuh bespringt; die Geburt des Kälbchens (unterstützt von kundigen Hirten); das Leben der Herden draußen auf den Weiden (wie die Tiere durch eine Furt geleitet werden, stets auf der Hut vor lauernden Krokodilen); der Auftrieb des Schlachtviehs; der Schlußakt in der Metzgerei: Etappe für Etappe wird das Leben des Rindviehs dokumentiert.

In diesem bukolischen Idyll setzt der Kampf der Stiere um die Dominanz in der Herde einen schroffen Akzent; und genau im Blick auf diese Szene fällt ein merkwürdiger Befund ins Auge: Mehr als 250 Jahre lang fehlt das Motiv in den Bildern der ägyptischen Rinderfarmen. Erst am Ende des Alten Reiches (circa 2300 v. Chr.) taucht es auf – aber auch dann nicht überall. In den Nekropolen der memphitischen Residenz, den Hochburgen künstlerischer Qualität und sonst Zentren der ikonographischen Entwicklung, wird das Thema weiter ignoriert. In den Gräbern der regionalen Aristokratie in den Provinzhauptstädten Oberägyptens erlebt es jedoch eine geradezu explosive Entfaltung. Dort finden sich nun nicht nur einzelne Abbildungen kämpfender Stiere im Kontext der traditionellen Rinderzuchtszenen: Ganze Wände werden manchmal überhaupt nur mit Paaren kämpfender Stiere bemalt.

Die Stiere rennen gegeneinander an, Hirten versuchen vergeblich, sie zu trennen; ein Stier packt den anderen am Bauch und wirft ihn hoch; der Schwächere bricht in die Knie, sein Gegner stößt ihn in die Schulter; der Unterlegene wendet sich zur Flucht, der Angreifer setzt ihm nach. Die Besitzer der Gräber, die ›großen Oberhäupter‹ der Gaue stehen dabei und sehen zu; manchmal ist die ganze Szene betitelt ›Zusehen, wie die Stiere kämpfen‹. Nicht umsonst hat man (irrig) vermutet, die Kämpfe seien eigens inszeniert worden.

Ganz klar: Hier wurde nicht einfach dem bestehenden Repertoire ein weiteres Detail eingefügt. Hier wurde ein neuer, bedeutungsvoller Gegenstand entdeckt und fasziniert ausgekostet. Und dabei liegt auf der Hand, daß sich nicht etwa das Verhalten der Tiere geändert hat. Die Stiere haben früher und auf den memphitischen Gütern gekämpft, nicht anders als später und im Süden, und unvermeidlich haben die Ägypter des Alten Reiches davon gewußt. Gewandelt hat sich nicht die Wirklichkeit, sondern der Blick in die Wirklichkeit. Ein Filter, der den Kampf der Stiere aus dem Spektrum der Darstellungen ausgesondert hatte, wurde unwirksam, und neue Umstände rückten genau dieses Thema ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Es gilt, die Ursachen dieses Vorgangs zu begreifen.

Autorität und Rivalität

Scheute man erst das Gewaltsame der Szene, womöglich als dem rituellen Ort des Grabes unangemessen? Die Eleganz des pharaonischen Stils täuscht den modernen Betrachter leicht über die Brutalität mancher der dargestellten Szenen. Genauere Rechenschaft enthüllt ein anderes Bild: Ungescheut zeigt man, wie der Löwe den Wildstier schlägt, wie der Schakal der gebärenden Antilope das Kitz aus dem Leib reißt; wie Verwalter, deren Abrechnung nicht die Billigung ihrer Vorgesetzten fand, an einem Marterpfahl durchgeprügelt werden – ihr Betteln

